



Herausgegeben von

Marc Seifert, Markus Egert, Fabian Heerbaart, Kathrin Kolossa, Mareike Limanski, Meikal Mumin,
Peter André Rodekuhr, Susanne Rous, Sylvia Stankowski und Marilena Thanassoula

**Klischee und Realität – fotografische Erfahrungsfragmente von
Aufenthalten in Afrika. Festrede anlässlich der
Ausstellungseröffnung am 8. Mai 2006**

Peter André Rodekuhr, Institut für Afrikanistik der Universität zu Köln

Magnifizenz,

Spectabilitäten,

Meine Damen und Herren,

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

im Namen des Komitees für die Organisation der *Ersten Kölner Afrikawissenschaftlichen Nachwuchs-Tagung*, KANT I, und des Instituts für Afrikanistik heiße ich Sie sehr herzlich willkommen zur Eröffnung unserer Fotoausstellung *Klischee und Realität – fotografische Erfahrungsfragmente von Aufenthalten in Afrika*.

Die *Erste Kölner Afrikawissenschaftliche Nachwuchs-Tagung* stellt eine neue und, ich bin sicher, zukunftsreiche Institution dar, die ganz auf Initiative und unter der Organisation von Studierenden und Doktoranden des Instituts für Afrikanistik ausgerichtet wird. Sie ist ein Forum des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Afrikanistik und anderen afrikaspezialisierten Fächern und keineswegs nur aus Köln – denn wir haben das Glück, insgesamt 37 Referentinnen und Referenten von zahlreichen Universitäten aus dem In- und Ausland bei uns begrüßen zu können. Die Tagung wird am kommenden Wochenende, von Freitag bis Sonntag, in den Räumen des Instituts für Afrikanistik und des Instituts für



Linguistik in der Meister-Ekkehart-Straße stattfinden. Sie ist öffentlich, und alle interessierten Zuhörer sind gerne willkommen.

In der heutigen Ausstellung, die als nichtwissenschaftliches Rahmenprogramm zu KANT I auch für eine über das Fachpublikum hinausreichende Öffentlichkeit von Interesse sein wird, sind fotografische Arbeiten von acht Kölner Afrikanistinnen und Afrikanisten zu sehen, die alle an der Organisation unserer Tagung beteiligt sind. Die ursprüngliche Idee zu diesem – bisher durchweg sehr gut aufgenommenen – Rahmenprogramm verdanken wir unserer Kollegin Marilena Thanassoula: die Idee nämlich, der wissenschaftlichen und objektiven Seite des Unternehmens Tagung noch eine persönliche Dimension hinzuzufügen. So entstand die Konzeption einer Ausstellung mit Fotos von Reisen nach Afrika, in der wir uns mit persönlichen Erfahrungen mit Afrika, der damit verbundenen Änderung des Blickes auf den Kontinent, und der zentralen Frage auseinandersetzen: Können wir ein realistisches Bild von Afrika haben?

Eine andere Frage, die uns wochenlang beschäftigte, war die nach der angemessenen Präsentation ebendieser Erfahrungswerte, die von den Reisen nach und Aufhalten in Afrika bleiben, und meistens nicht Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sind. Konzeptuell haben wir uns schließlich – anstelle einer Gliederung der Ausstellung in sachliche, vermeintlich objektive Themen und Kriterien, die sich als unhaltbar erwies – für eine auktoriale Perspektive entschieden, um die Erfahrungsfragmente und damit das Werk jedes einzelnen Fotografen in den Vordergrund zu rücken.

Die beiden Schlüsselwörter im Titel unserer Ausstellung – *Klischee* und *Realität* – führen uns geradewegs zur zentralen Frage, die dem Ausstellungskonzept als Motto vorangestellt ist: *Können wir ein realistisches Bild von Afrika haben?* Diese Frage steht am Anfang einer jeden Reflektion über Afrika, denn alle geläufigen Vorstellungen, die ‚man im allgemeinen‘ heutzutage von Afrika hat, sind zuallererst bildhafter Natur. Dies trifft umso mehr zu, als wir in einer Zeit leben, in der, wie wohl nie zuvor, die Realität durch Bilder bestimmt wird; in einer Zeit, in der uns Bilder in ihrer medialen Flut mit immer neuen Realitäten versorgen, in der es Bilder sind, die Realitäten erst legitimieren, und die immer dringendere Frage danach aufwerfen, ob es hinter diesen Bildern, also außerhalb ihrer, überhaupt noch eine, oder vielleicht sogar mehrere Realitäten gibt? Die Fotografie ist nämlich dasjenige moderne



Medium, das wie kein anderes in dem Ruf steht, die Welt, und damit die Wirklichkeit, zuverlässig und unverfälscht abbilden zu können. Ebenso kann sie, wie kein anderes Medium, ihr Abgebildetes verfälschen und den Eindruck des Betrachters manipulieren, ja, ihn regelrecht belügen.

Seit den Anfängen der Fotografie war man sich eben dieser Zweischneidigkeit bewusst, und zahlreiche Debatten um ihre Ästhetik und Ethik kreisten genau um das Thema der Wahrhaftigkeit der Abbildung. Das führt uns zu unserem Ausgangsproblem und den beiden zentralen Begriffen: Klischee und Realität. Denn etymologisch ist jede Fotografie ein Klischee. Das Wort kommt aus dem Französischen und dort hat es zuallererst nicht die Bedeutung, in der es heute in vielen Sprachen gebraucht wird, nämlich in einem übertragenen Sinne zur Bezeichnung von vereinnahmenden und vorurteilsbeladenen Eigenschaften und Vorstellungen – *cliché* bedeutet zuallererst 'Abklatsch' oder 'Abdruck'. Der Abdruck der Welt entsteht durch Lichteinfall auf einem Film und wird dort negativ sichtbar. Das ist rein technisch nur der erste Abklatsch, der zweite ist der vom Negativ auf das Papier. Ein Foto, das wir in den Händen halten, ist also in rein technischer Hinsicht ein doppelter Abklatsch, ein doppeltes – Klischee.

Allein das wäre Grund genug, an der Fotografie zu verzweifeln, wäre man sich lange Zeit nicht so sicher gewesen, dass das Lichtbild immerhin ein *Abbild* der Realität ist. Aber genau diese Gewissheit hat sich nach und nach und schließlich endgültig zerschlagen müssen, nämlich mit der Erfindung der digitalen Fotografie. Die Digitalfotografie, die ohne Film auskommt und – sofern man ihre Produkte, wie oft üblich, am Computerbildschirm oder voller Ungeduld auf der Rückseite der Kamera selbst betrachtet – deshalb auch ganz ohne Papier auskommt, liefert nämlich kein Klischee im technischen Sinne mehr. Sie erfüllt hingegen die Bedingungen dessen, was der französische Soziologe und Kulturkritiker Jean Baudrillard als *Simulakrum* bezeichnet hat. Ein Simulakrum im Sinne Baudrillards ist eine Kopie, zu der es kein Original gibt. Ein Simulakrum ist eine Darstellung, die sich zwar auf ein reales Vorbild bezieht, diese Referenz aber bloß noch simuliert. Damit hat sich die entscheidende Wandlung von der *Illusion* der Realität zu ihrer *Simulation* vollzogen, und damit ist in der Fotografie anstelle des *Abbildes* das *Ebenbild*, das digitale Faksimile getreten.



Es ist längst offensichtlich, dass die Digitaltechnik nicht nur die Praxis des Fotografierens, und damit auch unser Verhältnis zu Bildern grundlegend verändert hat, sondern – vor dem Hintergrund der Tatsache, dass bisherige Kategorien wie Original, Kopie und Fälschung, wenn nicht obsolet, so doch zumindest durchlässig werden – auch radikale Neudefinitionen von Authentizitätskonzepten einfordern wird.

Aber kehren wir nach diesen technischen Vorüberlegungen zum Gegenstand unserer Ausstellung zurück: Afrika. Und kümmern wir uns um die Klischees im metaphorischen Sinne. Erinnern wir uns an den Untertitel der Ausstellung: *Fotografische Erfahrungsfragmente von Aufhalten in Afrika*. Und erinnern wir uns, dass eine Tagung bevorsteht, bei der Studierende und Doktoranden der Afrikanistik und verwandter Disziplinen zusammentreffen werden, um sich über aktuelle Themen und Aufgaben ihres Faches auszutauschen und zukünftige Perspektiven für Forschung und Lehre aufzuzeigen. Als Nachwuchswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen haben sie alle Afrika bereist, und sich, wie es das Studium mit sich bringt, länger in einem afrikanischen Land zu verschiedenen Tätigkeiten aufgehalten, sei es, um dort zu arbeiten, als Lehrer, als Entwicklungshelfer, oder um zu forschen, als Linguist oder Ethnologe – am wenigsten aber um als Touristen zu kommen. Ihre ersten Erfahrungen auf dem klischeebeladenen Kontinent liegen noch nicht lange zurück und es ist genau diese Erfahrung, die im Mittelpunkt unserer Ausstellung steht, und die überhaupt – sei es in Bildern oder Worten – nur schwer mitteilbar ist. Die hier ausgestellten Fotos sind das Werk von acht Kölner Afrikanistinnen und Afrikanisten, die diesen Prozess der Erfahrung des Fremden in Ausschnitten – Fragmenten – wiedergeben.

Wenn man sich, wie sie, länger vor Ort in Afrika aufhält, wird man gezwungen, seine Rolle ständig neu zu definieren: Theorie und Praxis prallen aufeinander, die Unterscheidung zwischen Selbst und Anderem, die bisher immer so zweifellos schien, wird nun erschüttert, mitgebrachte Vorstellungen und Bilder – also das, was wir die Klischees im metaphorischen Sinne nennen – werden widerlegt oder bestätigt, und die Erfahrung des Fremden ist ein nie zur Ruhe kommender Vorgang während der ganzen Zeit des Aufenthaltes. Als Teil einer Gemeinschaft, in der man plötzlich selbst der Andere, ja vielleicht sogar der radikal Andere ist, wird man zwangsläufig auch seinen Blick ändern. Das gilt ebenso für den Blick durch die Kamera, die natürlich mit im Gepäck ist. Doch der fotografische Blick wird weder bewußt



verändert, noch entspricht er genau dem eigenen Blick, sondern er gehorcht, ob wir wollen oder nicht, stets bestimmten Konventionen der Reisefotografie.

Gerade mit Afrika scheint es heute noch ein wenig so zu sein wie im neunzehnten Jahrhundert, als die hochkomplexe und symbiotische Beziehung von Fotografie und Tourismus ihren Anfang nahm. Als nämlich – und dies ist ein wesentlicher Paradigmenwechsel in der Reisekultur der Neuzeit gewesen – als nämlich anstelle des erzählten Reiseberichtes und damit einer auditiven Wahrnehmung der fremden Welt die visuelle Wahrnehmung und der Blick traten. Fotografien spielten dabei eine entscheidende Rolle, weil sie nicht nur verlässliche Auskunft über das Fremde, sondern auch den unwiderlegbaren Beweis gaben, dass die Reise tatsächlich stattgefunden hat, man also vor Ort gewesen ist. Diese Beweisnot besteht, wenn auch unterbewusst, nach wie vor, und wird umso dringlicher, je ‚exotischer‘ das Reiseziel ist. Sie hat sich nur verlagert. Denn in einer Welt, in der die Erfahrung zunehmend fotografieförmig wird, haben sich die Bilder verselbständigt, ihrerseits eine neue Wirklichkeit aufgemacht, und sind – lange noch vor dem digitalen Zeitalter – zu den schon erwähnten Simulakren geworden, die der eigentlichen Wirklichkeit längst den Rang abgelaufen haben. Was Reisefotos nunmehr zu beweisen haben, ist weniger die fremde Welt selbst, sondern vielmehr die bereits bestehenden Bilder dieser Welt, die wiederum daran gemessen wird, inwieweit sie ihren Bildern entspricht. Und auch der Afrikareisende im global medialisierten Zeitalter kann nicht anders, als das, was er sieht, mit dem zu vergleichen, was ihm durch die Bilderflut bereits bekannt ist und es danach zu beurteilen, denn – es gibt kein unschuldiges Sehen.

Und auch wenn man sich in höchst subjektiven Erfahrungsmomenten sicher sein kann, was Klischee und was Realität ist, so stellt sich das große Problem aber spätestens *nach* der Reise, nämlich dann, wenn es darum geht, die Erfahrung mitzuteilen. Und die Erwartungen sind hoch! "Erzähl mal, wie ist es denn in Afrika?" – auf eine solch unbekümmerte Frage kann man auch noch unbekümmert antworten, aber heißt es: „Erzähl mal, wie ist Afrika denn nun *wirklich?*“, dann wird es schwierig. Und man beginnt, Fotos herzuzeigen. Aber man weiß von vornherein: die Enttäuschung wird groß, wenn nicht wenigstens ein paar Klischeebilder darunter sind. Um sich also seine Glaubwürdigkeit zu erhalten, tut man gut daran, immer ein paar Klischees zu fotografieren: zum Beispiel den Massai im traditionellen Kostüm vor malerischer Affenbrotbaumkulisse, fast so gut wie im Kino, oder auch eine Gruppe von



elendigen aber fröhlichen Kindern mit leeren Coca-Cola-Dosen auf staubiger Straße. Ein paar Klischees nur, zur Beruhigung. Elefanten sind immer gut. Kindersoldaten und Hungersnotopfer sind in der Regel schwieriger zu bekommen, wären aber auch gern gesehen, denn sie würden das wohl geläufigste Bild von Afrika bestätigen können. Die Bestätigung ist ja immer leichter als der Gegenbeweis...

Um bei solchen Überlegungen nicht völlig dem Zynismus zu verfallen und am Ende gar nichts mehr zu fotografieren, ist man gezwungen, sich seine eigenen ästhetischen und ethischen Konventionen zu schaffen, die sich oft schon durch die lokalen Möglichkeiten und Beschränkungen ergeben. Die betreffen nicht zuletzt die Fotokamera selbst: sie ist oft das Unhandlichste und auch Wertvollste, was man bei sich hat. Wenn sie kaputt geht oder abhanden kommt, so ist das in erster Linie eine ideelle Katastrophe, besonders im Falle einer Digitalkamera, bei der auf einen Schlag alle bisher gemachten Aufnahmen verschwunden sein können. Man überlegt sich genau, wo, wann und wen man fotografiert. Hinzu kommt, dass man viele Aufnahmen am liebsten unbemerkt macht, um die Atmosphäre eines Ortes oder einer Situation nicht zu stören. Das ist die Kontingenz der fotografischen Praxis – sie ist nicht vorhersehbar, und verdankt ihre Ergebnisse oft dem Zufall. Denn in der Regel hat man keine Zeit, sein Motiv in Szene zu setzen, und will es auch gar nicht. Denn man weiß, der Schnappschuss ist am lebendigsten, weil er den kürzestmöglichen Ausschnitt aus einer ungestörten Realität festhält. Auch die hier ausgestellten Fotos sind zum großen Teil Schnappschüsse.

Die Literatur- und Kulturkritikerin Susan Sontag bemerkt dazu in ihrer berühmten Essaysammlung *Über Fotografie*, dass die Fotografie den Auftrag des Surrealismus ausgeführt habe, alle Sujets als gleichwertig zu behandeln. In der Tat trifft dies auf unsere Ausstellung zu, insoweit als die Fotografien mit gleicher Intensität sowohl Alltägliches als auch Außergewöhnliches zeigen, alles und nichts, Klischees und Realitäten, kurz: Fragmente einer mehr oder weniger akzidentiellen Kollaboration der Fotografen mit ihren Motiven, die in diesem Sinne *objets trouvés*, Fundsachen, sind.

Alle acht Fotografinnen und Fotografen sind Amateure. Keines ihrer Bilder wurde mit der Absicht gemacht ausgestellt zu werden. Alle haben unterschiedliche Länder bereist und Unterschiedliches erfahren. So lassen sich eigene Vorlieben erkennen, Vorlieben für



bestimmte Motivkomplexe, die jedoch nicht gesucht wurden, sondern sich vielmehr ergeben haben, und dabei unterschiedlicher nicht sein könnten. Eines jedoch ist ihnen allen gemeinsam: niemand gibt sich der Anmaßung hin, Botschaften zu vermitteln. Die Fotos sind frei von moralischen und weitestgehend sogar frei von ästhetischen Ambitionen. Im Gegensatz zu einer engagierten Fotografie, die davon ausgeht, dass ihr Werk eine unveränderliche Aussage überbringen und ihre Betrachter auf- oder wachrütteln kann, sind diese Fotos höchst subjektive Fragmente, die einen Ausschnitt aus einer subjektiven Wirklichkeit wiedergeben wollen. Das unterstreichen auch die Texte der Ausstellung, die von den Fotografen selbst stammen und teils mitfühlend, teils lakonisch sind, teils pathetisch – selbst vor Klischees nicht zurückschreckend... –, teils sachlich, auf jeden Fall aber sehr persönlich und unpräzise die Wirkung ihrer Werke unterstreichen.

Klischee und Realität. Ganz bewusst sagen wir nicht: Klischee *oder* Realität, denn diese Entscheidung wird in einer Welt, die sich uns in allen Arten von wieder und wieder vervielfältigten Bildern und Simulakren darbietet, immer schwieriger zu fällen sein. Die Kontingenz der fotografischen Aussage führt letztendlich dazu, dass die Realität unklassifizierbar bleibt, und ihre Überprüfbarkeit liegt nicht in der Absicht der Fotografen, nicht in den Motiven, sondern allein im Auge des Betrachters, der vor dem Hintergrund seiner persönlichen Erfahrung mit Afrikabildern und immer aufs neue sein Urteil finden muss. Der Betrachter wird aber, wie unsere Fotografen, zu dem Schluss kommen, dass diese Unterscheidung letztlich unhaltbar und bald obsolet sein wird, denn Klischee und Realität sind kein Gegensatzpaar und schließen einander nicht aus, sie sind vielmehr zwei verschiedene Anschauungen, zwei verschiedene Geisteshaltungen, und damit zwei Arten, *die Wirklichkeit der Bilder zu bewältigen*. Dies ist die Erkenntnis, die wir bei der Auswahl der Fotografien gewonnen haben, und wenn diese Ausstellung *doch* so etwas wie eine Botschaft haben sollte, dann ist es die, diese Erkenntnis zu teilen.

Sie werden sich wahrscheinlich die ganze Zeit gefragt haben, warum unsere Ausstellung hier, auf der ersten Etage der Mensa stattfindet. Der ursprünglich vorgesehene Ort war die Galerie über dem Eingang des Hauptgebäudes, doch sie ist zur Zeit unbenutzbar – sie ist nicht etwa



von den Rektoratsbesetzern eingenommen¹, sondern leidet bloß einen Wasserschaden. Als wir das erfahren haben, und man uns anstelle dessen die Mensa anbot, waren wir natürlich zuerst enttäuscht. Aber bald wurde klar, dass die Mensa nicht allein eine Ausweichmöglichkeit, sondern letzthin den idealen Ort für diese Ausstellung darstellt. Denn sie ist eine surrealistische Ausstellung par excellence. Nach Auskünften der Mensaverwaltung gehen pro Tag bis zu zwölftausend Menschen durch dieses Haus. Das macht zwölftausend Ausstellungsbesucher, und welche Galerie, welches Museum kann schon solche Zahlen verbuchen? Das Museum Ludwig zählt an guten Tagen bestenfalls zweitausend Besucher. Einschränkend muss man zugeben, dass die meisten dieser Zwölftausend die Ausstellung natürlich nur durch Zufall entdecken werden. Aber damit bestätigt sich wieder ihr surrealistischer Charakter: die Motive werden zum zweiten Mal – diesmal für den Betrachter – zu *objets trouvés*, zu Fundsachen.

In diesem Sinne bleibt mir nur noch, Ihnen nun einen anregenden Ausstellungsbesuch zu wünschen. Die meisten der Fotografinnen und Fotografen sind anwesend und stehen Ihnen sicherlich für Auskünfte, Fragen und Gespräche zur Verfügung. Natürlich kann man hier auch zu abend essen, aber ich rate ab. Trinken Sie lieber ein Glas Sekt mit uns und, bitte, besuchen Sie unsere Tagung am kommenden Wochenende! Vielen Dank.

¹ Anm.: Im Rahmen von Protestaktionen Anfang Mai u.a. gegen die Einführung von Studiengebühren hatte eine Gruppe Studierender das Rektorat der Universität erfolgreich besetzen können, bevor es nach einer Woche mit Polizeigewalt zurückerobert wurde.